



**Karl Olsberg**

## **Ben Varnholt**

Man wird nicht jemandes Feind, bloß weil man ihn bekämpft. Die Voraussetzung für echte Feindschaft ist Verrat.

Volker und ich gingen zusammen zur Schule. Wir waren wie Bonnie und Clyde: Er der redegewandte, gutaussehende Junge mit dem Lächeln, das selbst den strengsten Lehrer immer wieder ein Auge zudrücken ließ; ich der stille, introvertierte Typ, schlecht in Sport, gut in Mathe. Ohne ihn wäre ich das perfekte Opfer für Hänseleien und Mobbing gewesen. Doch er hielt immer zu mir, und so wagte es keiner, sich offen über meine Fettleibigkeit lustig zu machen. Im Gegenzug machte ich ihm die Hausaufgaben und ließ ihn bei Klassenarbeiten abschreiben. Mündlich hatte er ohnehin nie Probleme, weil er schon als Zwölfjähriger reden konnte wie ein Politiker. Wenn er etwas nicht wusste, dann tat er, als habe er die Frage nicht genau verstanden, und fragte so lange nach, bis der Lehrer ihm die Antwort quasi selbst lieferte. So hielten ihn alle für einen strebsamen und begabten Schüler.

Mit dreizehn bekam ich meinen ersten Computer, einen ausgemusterten PC meiner Mutter, die als freiberufliche Buchhalterin und Steuerberaterin für kleine Firmen arbeitete. Es war, als hätte sich mir die Tür zum Paradies geöffnet. Ich spielte Computerspiele, wann immer ich durfte und nicht durfte. Doch bald war mir das Spielen nicht mehr genug: Ich wollte wissen, wie es möglich war, dass ein so kleiner Plastikkasten so unglaublich viel konnte. Also lernte ich Programmieren.

Mit vierzehn gelang mir mein erster richtiger Hack. Mit Hilfe eines Virenbaukastens aus dem Internet schrieb ich einen Trojaner, den ich per E-Mail auf dem Computer der Schulsekretärin platzierte und der es mir ermöglichte, auf das Dateisystem zuzugreifen. Es gelang mir, die Aufgaben für eine bevorstehende



Klassenarbeit herunterzuladen. Ich war unglaublich stolz, und natürlich weihte ich Volker sofort in mein Geheimnis ein. Er war fasziniert und ließ sich ganz genau erklären, wie ich das hinbekommen hatte. Dann kam die Klassenarbeit, und wir schrieben beide eine Vier, weil die Lehrerin inzwischen die Aufgaben ausgetauscht hatte. Doch Volker machte mir keine Vorwürfe. Die Note war ihm egal. Es ging ihm ums Prinzip: Wir waren in verbotenes Terrain eingedrungen und nicht dabei erwischt worden. Es war ein berauschendes Gefühl.

Zu Anfang waren es nur Kindereien: Wir luden illegal Spiele, Musik und Filme herunter, spickten weiter im Schulcomputer, hinterließen blöde Sprüche auf die Schul-Homepage, bis man uns doch auf die Schliche kam und wir beinahe von der Schule geflogen wären. Dann entdeckte Volker seine revolutionäre Ader, und plötzlich wurde es ernst.

Wie immer ging es um ein Mädchen. Sie hieß Sophie, war 16 wie wir und sah aus wie ein Model. Ihre Mutter war Schauspielerin und engagierte sich in einer Umweltschutzorganisation. Vermutlich war das der Grund dafür, dass Volker eines Tages beschloss, man müsse mal „ernsthaft was gegen die Ausbeutung der Natur durch die multinationalen Konzerne tun“. Ich hab ihn nur blöde angeglotzt. Ich war natürlich genauso verknallt in Sophie wie er, wäre aber im Traum nicht auf die Idee gekommen, ihr das irgendwie auch zu zeigen, und so kapierte ich gar nicht, was er meinte.

Als er es mir erklärte, bekam ich zum ersten Mal echt Schiss. Bis jetzt hatten wir uns in Grauzonen getummelt, ohne ernsthaftes Risiko einer Strafverfolgung. Der Angriff auf ein Großunternehmen aber war eine völlig andere Nummer: Die haben in der Regel eine topmoderne IT-Abteilung, die beste verfügbare Sicherheitssoftware und verdammt gute Anwälte. Sollte man uns erwischen, konnten wir von Glück sagen, wenn sie uns nicht gleich für zehn Jahre einsperrten. Aber ich wollte meine Angst vor dem Freund nicht zugeben, also stimmte ich zu.

Es war einfacher, als ich befürchtet hatte. Ich nutzte einen in Hackerkreisen erst seit Kurzem bekannten Exploit im Betriebssystem ihrer Webserver. Es gelang mir, unter der Überschrift *Unsere Forschung zum Wohle der Menschheit* den Link zu einem



Video über äußerst brutale Tierversuche auf der Website eines deutschen Pharmakonzerns zu platzieren. Er wurde zwar nach ein paar Stunden wieder entfernt, aber das war lange genug.

Hacker aus aller Welt gratulierten uns in den einschlägigen Foren. Umwelt- und Tierschutzorganisationen berichteten darüber und lobten, dass hier jemand mutig genug gewesen sei, die Missstände öffentlich anzuprangern, wenn auch mit rechtlich unsauberen Methoden.

Dummerweise konnten wir von diesem Erfolg kaum profitieren. Volker brüstete sich gegenüber Sophie mit dem Angriff, doch sie glaubte ihm kein Wort und ließ ihn abblitzen. Ich tat nichts, um ihm zu helfen; schließlich war Sophie ein Mädchen, und wenn ich ihr bewiesen hätte, was ich konnte, hätte sie bestimmt nicht dichtgehalten. Er war ein paar Tage sauer auf mich, sah aber schließlich ein, dass ich recht hatte. Auch, wenn er sein ursprüngliches Ziel nicht erreicht hatte, war er auf den Geschmack gekommen – und ich ehrlich gesagt auch.

Unsere Arbeitsteilung funktionierte wie immer hervorragend: Volker kundschafte die Ziele aus und sorgte dafür, dass erfolgreiche Aktionen sofort bekannt wurden, ich führte die Angriffe durch. Nicht jeder Versuch klappte, aber wir schafften es immer wieder, für Aufsehen zu sorgen und Unternehmen mit digitalem Dreck zu bewerfen. Dabei waren wir nicht sehr wählerisch und gingen auf alles los, was irgendwie einen schlechten Ruf in der Öffentlichkeit hatte: Politiker, Banken, Öl- und Stromkonzerne, Lebensmittelhersteller und sogar eine Spielzeugfabrik, weil die für ihre Produkte angeblich Minderjährige in Südostasien ausbeuteten. Später stellte sich heraus, dass die Firma lediglich in Südkorea mit Kindergärten kooperierte, um herauszufinden, ob das Spielzeug funktionierte, und wir einem Übersetzungsfehler aufgesessen waren. Aber solche Kleinigkeiten hielten uns nicht davon ab, mit glühendem Eifer für eine bessere Welt zu kämpfen.

Dann kam das Abitur, und wir verloren uns für einige Zeit aus den Augen. Volker musste zum Bund, es gab ja noch die Wehrpflicht; ich begann mein Studium, entwickelte meine Fähigkeiten weiter und führte hin und wieder Angriffe durch, doch ohne Volkers Motivation waren sie halbherzig und blieben meist ergebnislos. Ich



lernte die Komplexitäten der Hackerkultur kennen, begriff den Unterschied zwischen schwarzen, grauen und weißen Hüten, wurde Mitglied des Chaos Computer Clubs und einiger anderer Organisationen und kam allmählich zur Vernunft.

Zwei Jahre waren seit unserer gemeinsamen Schulzeit vergangen, als ich meinen besten Freund wiedertraf. Er studierte mittlerweile BWL und hatte jede Woche ein anderes Mädchen im Bett. Sein Ziel war es nun nicht mehr, die Welt zu verbessern, sondern möglichst schnell reich zu werden. Ich war ein bisschen enttäuscht, aber mit seinem Charme und Optimismus gelang es ihm mühelos, unsere Freundschaft wieder aufleben zu lassen. Wir trafen uns hin und wieder, redeten über die alten Zeiten und lachten viel. Ich jobbte neben dem Studium in verschiedenen IT-Firmen und verdiente gutes Geld, hatte jedoch nur virtuelle Freundinnen. Bei Volker war es umgekehrt: Er war notorisch pleite. Meist bezahlte ich seine Drinks, einmal lieh ich ihm sogar Geld, damit er zu seinen Eltern fahren und sie anpumpen konnte. Er schwor mir, dass ich das alles mit Zins und Zinseszins zurückbekommen würde.

Eines Tages rief er mich an. Seine Stimme überschlug sich am Telefon: „Jetzt ist es soweit, Ben! Wir beide kommen ganz groß raus!“

„Volker, ich hab dir schon gesagt, ich mache so was nicht mehr. Ich hab jetzt den weißen Hut auf. Wenn man die Welt wirklich verändern will, muss man nach den Regeln spielen.“

„Wovon redest du? Ich will doch nichts Illegales tun!“

„Was denn dann?“

„Wir beide gründen ein Start-up! Eine Firma für Sicherheitssoftware. Mit deinem Können und meinem Verkäufertalent sind wir in zwei Jahren Millionäre!“

„Ich bin noch nicht mal mit dem Studium fertig.“

„Na und? Ich doch auch nicht. Pfeif drauf! Die Profs haben doch eh keine Ahnung. Die reden von der Praxis wie Eunuchen vom Sex. Außerdem hat Mark Zuckerberg sein Studium auch abgebrochen, genau wie Steve Jobs.“

„Hm. Aber wir bräuchten doch Geld dafür, oder? Du weißt, ich verdiene nebenher was, aber ...“



„Ach Quatsch! Geld zu bekommen ist überhaupt kein Problem. Ich habe auch schon einen Investor gefunden.“

Mir gefiel die Idee nicht besonders. Volker hatte recht: Wir beide waren ein gutes Team, er Jobs, ich Wozniak. Aber die Idee, Geld anzunehmen und einen fremden Investor an unserem Unternehmen zu beteiligen, war mir unheimlich. Wenn man darüber nachdachte, brauchten wir eigentlich gar keine große Fremdfinanzierung für eine IT-Sicherheits-Firma, wenn wir erst mal klein anfangen und unser Geschäft langsam entwickelten.

Volker belehrte mich eines Besseren: „Bei einem Start-up kommt es vor allem auf Geschwindigkeit an. Wenn wir McAfee, Symantec und IBM ausstechen wollen, brauchen wir definitiv Geld, und zwar eine ganze Menge!“

„Du willst IBM ausstechen? Wie größenwahnsinnig bist du eigentlich?“

„Apple hat IBM aus einer Garage heraus geschlagen, oder nicht? Google hat innerhalb von ein paar Jahren Yahoo und Microsoft übertrumpft. Facebook hat Myspace verdrängt. In der Start-up-Welt ist David im Vorteil und Goliath im Nachteil!“

„Wenn das so ist, wäre dann viel Geld nicht eher hinderlich?“

„David ist doch nicht bescheuert gewesen und Goliath unbewaffnet gegenüber getreten! Er hatte einfach die fortschrittlichere Waffe: Steinschleuder gegen Keule.“

Ich war mir nicht ganz sicher, wie weit diese Analogie trug, aber wieder gelang es Volker, mich mit seiner Begeisterung anzustecken. Also gingen wir in Begleitung eines Anwalts unseres Investors zum Notar und gründeten die Havaris Software GmbH. Der Name war Volkers Idee: Die ersten beiden Buchstaben unserer Nachnamen, Hartmann und Varnholt, plus eine angehängte Silbe, um das Ganze „klangvoll abzurunden“. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, dass der Name nach Schiffbruch klang, lachte er nur und wies mich darauf hin, dass sich Segler gegenseitig „Mast- und Schotbruch“ wünschten. Die Mehrheit unserer Firma gehörte dem Investor, einem Hamburger Unternehmen, das laut Homepage das Vermögen verschiedener, nicht namentlich genannter Privatpersonen und Familien verwaltete. Auf dem Firmenkonto befand sich die für mich damals unfassbare



Summe von einer Million Euro.

So wurde ich vom Studenten zum Unternehmer, obwohl ich pro forma weiterhin an der Uni eingeschrieben blieb. Ich hatte eine Idee für eine Technik entwickelt, mit der man Viren und Trojaner quasi anlocken konnte wie Fliegen mit einem Honigtopf, um sie dann automatisch zu isolieren und zu analysieren. Auf diese Weise wollte ich Computersysteme auch gegen bis dahin unbekannte Angriffe und Sicherheitslücken resistent machen. Allerdings erwies sich die Entwicklung als unerwartet kompliziert. Wir stellten ein Dutzend Softwarespezialisten ein und arbeiteten mit einer Entwicklungsfirma in der Ukraine zusammen, die Volker organisiert hatte, doch mir fiel es schwer, all diese Arbeitskräfte zu koordinieren – ich war schon immer ein Einzelgänger. So kamen wir mit der Arbeit nur schleppend voran. Ein Dreivierteljahr nach der Gründung hatte die Havaris GmbH immer noch kein vorzeigbares Produkt und nicht einen Euro Umsatz gemacht.

Volker hatte sich inzwischen verändert. Er lief jetzt mit angespanntem Gesicht durch die Firma und zeigte immer seltener sein ansteckendes Lächeln. In Meetings war er wortkarg und wirkte oft abwesend. Ich hielt es für Anzeichen von Stress aufgrund der Tatsache, dass es mit unserem Start-up nicht so recht lief, machte mir aber keine allzu großen Sorgen. Was konnte uns schon passieren? Wenn wir pleitegingen, würde ich einfach wieder studieren und als Freelancer arbeiten wie zuvor.

Eines Tages kam er in mein Büro – wir hatten ein Fabrikloft in einem Berliner Industriegebiet bezogen – und teilte mir mit, er habe eine „Strategieänderung“ beschlossen. Ab sofort würden wir uns nicht mehr ausschließlich auf die Entwicklung unseres Softwareprodukts konzentrieren, sondern daneben auch Dienstleistungen anbieten und großen Firmen helfen, Sicherheitslücken in ihren bestehenden Systemen zu flicken.

Ich war ein wenig beleidigt, weil er mir diesen Plan einfach so mitteilte – bis dahin hatten wir alle wichtigen Entscheidungen gemeinsam getroffen, auch wenn er dabei oft den Ton angab. Doch insgeheim war ich auch erleichtert, dass der Erfolg nun nicht mehr allein an der Realisierung meiner Idee hing, und froh, dass ich die



wirtschaftlichen Fragen wie Kundengewinnung und Finanzierung ihm überlassen konnte.

Als er mir allerdings erklärte, wie seine Vertriebsstrategie aussah, wurde mir doch unwohl.

„Du willst, dass wir in die Systeme unserer potenziellen Kunden einbrechen, Daten stehlen und ihnen dann im Nachhinein scheinheilig unsere Problemlösung anbieten? Das ist, als würden wir Häuser anzünden, um den Besitzern anschließend Feuerlöscher zu verkaufen!“

„Wir tun ihnen doch bloß einen Gefallen!“, gab Volker mit aggressivem Tonfall zurück. So kannte ich ihn gar nicht. „Indem wir sie angreifen, führen wir ihnen ihre Sicherheitslücken vor Augen. Ist es nicht das, was White-hat-Hacker tun?“

„White-hat-Hacker spüren Sicherheitslücken in kritischen Systemen auf und machen sie öffentlich, das stimmt. Aber sie tun das niemals aus kommerziellem Interesse. Was du vorschlägst, grenzt an Erpressung!“

„Sie müssen ja nicht wissen, dass wir es waren, die in ihre Systeme eingedrungen sind.“

„Ach, und wie willst du denen das dann als Argument verkaufen?“

„Das lass mal meine Sorge sein. Es reicht ja schon, wenn wir ihre Schwachstellen kennen und ich sie gezielt darauf ansprechen kann.“

„Damit wir wirkliche Schwachstellen aufdecken können, müssten wir illegale Dinge tun. Wenn das rauskommt, ist diese Firma am Ende.“

„Wenn wir es nicht tun, ist die Firma erst recht am Ende! Wie soll ich unserem Investor erklären, dass sein Geld weg ist? Glaubst du, der sieht das so locker?“

„Es war deine Idee, von Anfang an so viel Geld auszugeben. Außerdem können wir doch auch auf legalem Weg Kunden suchen.“

„Ich fürchte, so viel Zeit haben wir nicht mehr.“

„Wie lange reicht unser Geld denn noch?“

„Sechs Wochen, höchstens acht.“

„Und du willst allen Ernstes innerhalb von acht Wochen einen Kunden dazu bringen, uns mindestens hunderttausend Euro zu überweisen?“



„Es reicht schon, wenn wir Dimitri ein oder zwei namhafte Kunden präsentieren, die die ernsthafte Absicht äußern, uns zu beauftragen. Dann gibt er uns das Geld, da bin ich mir sicher.“

„Wer bitte ist Dimitri?“

Es war natürlich meine eigene Blödheit. Bis dahin hatte ich mich in finanziellen Dingen voll auf Volker verlassen. Ich hatte einen Beteiligungsvertrag unterschrieben, ohne zu wissen, woher eigentlich das Geld stammte, das die Hamburger Beteiligungsfirma uns überwiesen hatte. Nun erfuhr ich, dass der Besitzer Dimitri Konradiev hieß, und mir schwante nichts Gutes.

Ich lernte ihn ein paar Tage später kennen, als er uns zum ersten Mal besuchte. Er sah genau so aus, wie man sich einen russischen Oligarchen vorstellt, nur dass er nicht Russe, sondern Ukrainer war: Jung, teurer Anzug, arrogantes Auftreten, gebrochenes Deutsch, begleitet von zwei glatzköpfigen Leibwächtern, die mir mit Daumen und Zeigefinger einen Arm hätten brechen können.

Er war auf den ersten Blick höflich und zuvorkommend. Er lächelte, sprach respektvoll von mir als „dem Genie“ und lobte unsere Fortschritte in höchsten Tönen. Doch in seinen Augen lag Eiseskälte, als er sagte, er vertraue darauf, dass wir den „erfolgreiche eingeschlagene Weg gehen fort und alle Vereinbarungen gehalten“. Was genau er damit meinte, wusste wohl nur Volker, denn ich hatte nie zuvor mit ihm über irgendwelche „Vereinbarungen“ gesprochen.

„Bitte, lass mich nicht im Stich, Ben“, flehte mein Freund, nachdem der Ukrainer wieder abgezogen war. „Du hast ihn ja erlebt. Er war sehr nett, aber er kann auch anders, glaub mir.“

„Dieses arrogante Arschloch! Was glaubt der eigentlich, wer er ist?“

„Der Mehrheitseigner unserer Firma.“

„Er kann mich mal. Ich steige aus.“

„Das kannst du nicht tun!“ Volkers Augen waren geweitet wie die eines Rehs im Scheinwerferlicht. „Bitte, Ben, um unserer Freundschaft willen!“

Er tat mir ganz einfach leid, also gab ich nach.

Unser erstes Ziel war ein Zulieferer von elektronischen Steuerungen für einen



Rüstungskonzern. Es erschien mir äußerst unwahrscheinlich, dass es uns gelingen könnte, durch deren Firewall zu dringen, doch Volker trieb mich an, bettelte, flehte. Ich arbeitete drei Tage fast ununterbrochen daran und schaffte es schließlich, einen Zugang zu einem Teil ihrer Systeme zu öffnen. Ich lud ein paar vertrauliche Daten aus dem Verwaltungsbereich herunter – Angebotskalkulationen, Personaleinsatzplanungen, nichts wirklich Bedrohliches, aber schlimm genug für ein Unternehmen im Rüstungsbereich.

Volker war hochzufrieden. „Ich telefoniere gleich mit Dimitri und erzähle ihm, was wir geschafft haben.“

„Wolltest du es ihm nicht erst erzählen, wenn wir einen Kunden gewonnen haben?“

„Gib mir einfach die Daten.“

Ich war von der Anstrengung der letzten Tage so müde, dass ich nicht weiter argumentierte und mich für zwölf Stunden ins Bett legte.

Als ich am nächsten Tag wieder in die Firma kam, leuchteten Volkers Augen fiebrig. „Wir haben das Geld!“, rief er.

„Jetzt schon? Wir haben doch noch gar keinen Auftrag!“

„Ich hab’s eben wieder mal hingekriegt!“ Er lächelte breit, doch irgendwie erinnerte es mich an einen grinsenden Totenschädel. Er hatte eingefallene Wangen und Schatten um die Augen, als sei er es gewesen, der die letzten Nächte durchgearbeitet hatte.

„So was machen wir nicht nochmal!“, sagte ich entschieden.

„Jetzt feiern wir erst mal den Erfolg. Trinkst du einen Schluck Champagner mit?“

„Nein, danke. Ich muss mich um ein paar Bugs in der Version 0.3 kümmern.“

„Entspann dich ein bisschen, Ben. Alles wird gut!“

Aber das wurde es nicht.

Ein paar Wochen lang dachte ich, wir seien über den Berg. Das Geld war da, und wir machten bei der Entwicklung unseres Produkts endlich Fortschritte. Ich sprach wenig mit Volker, der sich nur noch hin und wieder in der Firma blicken ließ.



Wenn ich ihn fragte, was er machte, sagte er nur, er müsse sich um unsere Kunden kümmern, das sei schließlich sein Job. Welche Kunden er meinte, war mir unklar, denn wir erhielten nie einen offiziellen Auftrag der Firma, in deren Systeme ich mich gehackt hatte.

Eines Tages kam er erneut zu mir. Seine Augen waren blutunterlaufen.

„Geht es dir nicht gut?“

„Mir geht's prima.“ Er lächelte dünn. „Aber ich brauche noch mal deine Hilfe.“

Die Firma heißt ACS – Aviation Control Systems in Mannheim.“

„Und?“

„Du musst in ihr System eindringen.“

„Volker, ich hab dir schon beim letzten Mal gesagt, dass ich das nicht nochmal mache. Außerdem hat es nichts gebracht. Oder haben wir jetzt etwa einen Auftrag?“

„Verdammt, Ben, sei nicht so stur!“, brüllte er. „Was muss ich denn noch machen, damit du mir hilfst?“

Ich starrte ihn entgeistert an. Volker hatte mich noch nie so angeschrien.

„Was zum Teufel ist mit dir los?“

Er setzte sich auf den Stuhl vor meinem Schreibtisch und barg einen Moment das Gesicht in den Händen. Als er mich ansah, waren seine Augen glasig.

„Tu es einfach“, bat er. „Bitte, Ben! Ohne dich bin ich aufgeschmissen.“

„Was genau meinst du mit ‚aufgeschmissen‘?“

„Die haben uns in der Hand, kapiertst du das immer noch nicht?“

Es war, als sähe ich ihn zum ersten Mal. Monatlang hatte ich mich von ihm blenden lassen, hatte alle Anzeichen ignoriert. Ich hatte nicht wahrhaben wollen, was ich intuitiv schon eine ganze Weile wusste.

„Es geht überhaupt nicht darum, Aufträge zu akquirieren, oder?“

„Doch. Natürlich geht es darum!“

„Aber nicht um das Geld, das die Firma uns zahlen würde, wenn es dir gelingt, einen Auftrag zu holen. In Wahrheit haben wir nur einen Kunden: Dimitri.“

Er sah mich nicht an, nickte nur.

„Als Nächstes will er wahrscheinlich, dass wir ein paar kleine Hintertürchen in



den Systemen der Kunden installieren, für die wir arbeiten“, fuhr ich fort. „Türen, die er dann später selber für Angriffe nutzen kann. Meine Arbeit an unserer Software, die Leute, die wir eingestellt haben, das ist alles bloß Tarnung, nicht wahr?“

„Willkommen in der Wirklichkeit, Ben.“

„Und du hast ernsthaft geglaubt, ich mache da mit?“

Er sah mich an. Seine Augen waren geweitet und sein Mund zuckte leicht, so dass ich dachte, er bekäme einen Wutanfall. Doch stattdessen lachte er bitter.

„Hast du’s denn immer noch nicht begriffen? Niemand fragt uns, ob wir da mitmachen wollen. Wenn wir jetzt aussteigen, dann sind wir nicht einfach bloß pleite. Dann sind wir tot, kapiert du? Und wir können von Glück sagen, wenn es ein schneller Tod ist.“

„Wer sind diese Typen? KGB?“

Er schüttelte den Kopf. „Das sind Ukrainer, keine Russen. Wer genau hinter Dimitri steckt, weiß ich nicht, aber er ist nicht der Kopf. Glaub mir nur eins: Mit diesen Leuten willst du dich nicht anlegen.“

„Was haben sie mit dir gemacht? Dir gedroht?“

„Nein. Nicht direkt.“

Ich starrte ihn an, und zum ersten Mal deutete ich die Anzeichen richtig. „Die haben dir Drogen gegeben, und du hast sie genommen. Sag mal, bist du bescheuert?“

Sein Gesicht nahm einen verklärten Ausdruck an. „Du hast ja keine Ahnung, Ben! Es war es wert, glaub mir!“

Das war der Moment, in dem unsere Freundschaft endgültig zerbrach. Volker hatte sie einfach verkauft, für seine erbärmliche Vorstellung von einem aufregenden Leben. Ich fühlte mich, als hätte er mir ein Messer in den Bauch gerammt.

„Dann mach dich auf eine harte Entziehungskur gefasst. Der Trip ist jetzt zu Ende. Ich steige aus. Endgültig.“

Nackte Panik lag in seinen Augen. „Nein! Das kannst du nicht! Begreif doch, die machen dich fertig! Erst geben sie dir eine Verwarnung, dann vielleicht noch eine zweite, und wenn du dann immer noch nicht mitmachst, landest du mit Betonfüßen im Wannsee, oder was weiß ich, wie die das machen.“



„Das ist doch alles ein großer Bluff. Außerdem lasse ich mich nicht erpressen!“

Er flehte, tobte, drohte, doch diesmal blieb ich hart. Schließlich verließ er mit hängendem Kopf mein Büro. „Ich habe dich gewarnt“, war das Letzte, was er zu mir sagte.

Als ich am darauffolgenden Abend nach Hause kam, war mein kleines Apartment verwüstet. Es war auch vorher schon nicht gerade aufgeräumt gewesen – ich war nie ein ordentlicher Mensch. Aber Dimitris Handlanger hatten ganze Arbeit geleistet: Alles, was aus Porzellan oder Glas war, lag in Scherben; aus meinen Büchern waren Seiten herausgerissen, meine privaten Laptops und Festplatten waren zertrümmert. Zum Schluss hatten sie noch auf den Trümmerhaufen uriniert. Ich muss zugeben, ich war beeindruckt.

Am nächsten Tag rief Dimitri an. Er habe erfahren, bei mir sei eingebrochen worden, und wolle den Schaden begleichen, aus „alte Freundschaft“. Er könne nicht zulassen, dass meine Produktivität unter dem Vorfall leide, gerade jetzt, wo er mich so dringend brauche.

Ich antwortete nicht.

Kurz darauf wurden fünfzigtausend Euro auf mein Konto überwiesen. Viel mehr, als der materielle Verlust betrug, aber bei Weitem nicht genug, um meine inneren Verletzungen wiedergutzumachen.

Wenn man mich ansieht, schwabbelig wie ich nun mal bin, hält man mich nicht für einen Kämpfer. Das war mein Vorteil. Ich schwieg und arbeitete an den Aufgaben, die mir Volker gab. Zuerst brach ich in die Systeme von ACS ein, was relativ leicht war. Dann in die eines Herstellers für Medizinelektronik, das war ein Kinderspiel. Was die Ukrainer von der Firma wollten, wusste ich nicht – vielleicht ging es dabei um simple Industriespionage. Schließlich knackte ich die Firewall einer Softwarefirma namens Sisyphos Systems, die unter anderem Programme für die Drohnensteuerung entwickelte. Dafür brauchte ich eine ganze Woche.

Volker war sehr zufrieden mit mir, doch sein kränkliches Aussehen besserte sich nicht. Aus dem fröhlichen Jungen, der mich mit seinem Charme und Optimismus mitgerissen hatte, war eine erbärmliche, dürre Gestalt geworden, deren



Grinsen nur noch Abscheu in mir auslöste.

Drei Monate vergingen. Wir bekamen tatsächlich den ersten Auftrag von einer der Firmen, in deren Systeme ich eingedrungen war – es war Sisyphos. Ohne es zu ahnen, lieferten sie sich uns endgültig ans Messer. Zum Glück musste ich dort nicht persönlich hin; zwei meiner Softwareentwickler machten die Arbeit vor Ort und installierten eine neue Firewall, von der sie nicht wussten, dass ich sie manipuliert hatte.

Dann endlich war es so weit. Die Software war installiert, und Volker hatte alle Informationen freudestrahlend an Dimitri weitergegeben. Zwei Tage später öffneten die Ukrainer die Hintertür, die ich eingebaut hatte, und kopierten die vertraulichen Daten der Firma. Sie wussten nicht, dass sie dabei einen Wurm in ihr eigenes System einschleusten – ein Programm, das ich geschrieben hatte, um meinerseits in die Computer eindringen zu können, auf die sie die Daten luden.

Nun hatte ich etwas in der Hand, um meine Haut zu retten. Es gab drei mögliche Stellen, an die ich mich wenden konnte: den Militärischen Abschirmdienst, den Bundesnachrichtendienst und das Bundeskriminalamt. Gegen das Militär hatte ich schon immer etwas, und der BND war für mich nicht viel mehr als ein deutscher Ableger der NSA. Die hätten höchstwahrscheinlich rein gar nichts unternommen, um Dimitri und seine Schergen dranzukriegen. Also entschied ich mich für die Bundespolizei. Die würden sicher die Spionageabwehr im BND informieren und vielleicht auch den MAD, aber sie mussten kraft Gesetzes gegen Straftäter vorgehen und konnten die Sache nicht so einfach auf sich beruhen lassen.

Jetzt musste ich nur noch dafür sorgen, dass das BKA mich ernst nahm. Ich vermutete, die Ukrainer überwachten immer noch jeden meiner Schritte – Dimitri hat mir klugerweise nie vertraut. Also konnte ich nicht einfach zum BKA-Gebäude spazieren und mich am Empfang melden.

Ich fand heraus, wer die Abteilung Computerkriminalität im BKA leitete – das steht einfach so im Internet – und schickte ihm an seinen privaten Account eine E-Mail, die auf den ersten Blick wie eine plumpe Phishing-Mail aussah. Wie erwartet gab er sie seinen Leuten zum Analysieren. Die stellten schnell fest, dass die Mail von





keinem der üblichen Absender stammte. Ich hatte eine kurze verschlüsselte Botschaft integriert; nicht besonders subtil, sie sollte ja nicht übersehen werden. Darin stand, dass ich Teil einer kriminellen Organisation sei und aussteigen wolle. Außerdem waren Zeit und Ort für ein Treffen angegeben sowie mein Erkennungszeichen: ein schwarzes T-Shirt mit einem Totenkopf, der einen weißen Hut trägt.

Als ich zum genannten Zeitpunkt in der kleinen Kreuzberger Kneipe saß, in der ich früher manchmal mit Volker ein Bier getrunken hatte, wusste ich weder, ob das BKA meine Nachricht entschlüsselt hatte, noch ob mich einer von Dimitris Spionen beschattete. Entsprechend nervös nippte ich an meinem Bier.

„Schickes T-Shirt.“ Die Frau war viel zu jung und hübsch für eine Beamtin des BKA. Andererseits war sie erst recht zu jung und hübsch, um einfach so einen Fettsack wie mich anzusprechen.

„Danke.“

Sie setzte sich unaufgefordert zu mir. „Was genau haben Sie für mich?“

„Das kommt drauf an, wer Sie sind.“

„Lisa Gärtner, Bundeskriminalamt.“

„Benjamin Varnholt. Sie sehen nicht aus wie eine Beamtin.“

„Und Sie sehen nicht aus wie ein Krimineller. Warum genau wollen Sie mit uns sprechen?“

Ich entschied mich, ihr zu vertrauen. Was sonst hätte ich tun können? Wenn die Ukrainer irgendwie davon Wind bekamen, was ich getan hatte, war ich ohnehin geliefert. „Ich will die Zusicherung von Straffreiheit. Und ich brauche einen Job.“

Sie lachte. „Sie glauben, wir geben Ihnen einen Job, bloß weil Sie uns eine verschlüsselte Mail geschickt haben, mit einem Code, den jeder Zehntklässler knacken könnte?“ Die Fältchen an ihren Augen deuteten an, dass sie mehr Erfahrung hatte, als es auf den ersten Blick schien.

„Ich wollte sicher gehen, dass Ihre Leute das hinkriegen. Und ich habe ein paar Informationen, die Sie interessieren dürften.“

Natürlich konnte sie mir nicht einfach so irgendwelche Zusagen machen. Also warf ich ihr ein paar Brocken hin, die ihrem Vorgesetzten zeigen sollten, was ich



wusste, ohne schon allzu viele Details zu verraten.

Zwei Wochen später trafen wir uns erneut. „Ich kann Ihnen weder einen Job versprechen noch Straffreiheit zusichern, bevor alle Fakten auf dem Tisch liegen“, sagte sie. „Aber ich soll Ihnen von meinem Chef ausrichten, dass er alles tun wird, was in seiner Macht steht, um Ihnen zu helfen.“

Es war nicht viel, aber mir war von Anfang an klar gewesen, dass ich mehr nicht bekommen würde. Es ging mir auch nicht in erster Linie um mich selbst.

„Deal.“

Der Mensch gewöhnt sich an erstaunlich Vieles. Sogar daran, in permanenter Lebensgefahr zu schweben. Ich hatte mit Lisa vereinbart, die Fassade noch einige Monate aufrecht zu erhalten. In dieser Zeit wollte ich meine Hintertüren nutzen, um die Server der Ukrainer auszuspähen und Informationen über deren Aktivitäten sammeln. Ich saß auf einer Bombe, die jeden Moment hochgehen konnte. Zum Glück war Volker der Einzige, der mich gut genug kannte, um unter meinem stoischen Gesichtsausdruck die Nervosität erahnen zu können. Doch der freute sich bloß darüber, dass Dimitri ihn weiter mit Drogen und Mädchen versorgte und ihn so immer tiefer in den Abgrund rutschen ließ.

Einmal kam er zu mir und klopfte mir anerkennend auf die Schulter.

„Gute Arbeit, Ben. Echt gute Arbeit. Ich finde, du hast dir auch mal eine kleine Belohnung verdient. Ich habe da ein Mädchen an der Hand, die ist selbst ein bisschen füllig, aber rattenscharf. Was hältst du davon, wenn ich sie dir mal vorbei schicke?“

Ich war in diesem Moment drauf und dran, ihm zu sagen, dass ich ihn und Dimitri an die Polizei verraten hatte, nur um das dämliche Grinsen aus seinem Gesicht zu wischen.

Schließlich explodierte der Sprengsatz unter meinem Hintern. Wir bekamen unangekündigten Besuch: Dimitri, seine zwei Bodyguards, der Justitiar der Hamburger Firma, die offiziell unser Investor war, sowie ein junger Typ mit Hornbrille – wahrscheinlich ein ukrainischer IT-Spezialist. Sie marschierten schnurstracks in mein Büro wie eine Delegation Satans, die gekommen war, um mich



abzuholen.

„Etwas ist passiert“, eröffnete Dimitri das Verhör. „Etwas, wir nicht verstehen. Vielleicht Du kannst uns erkläre.“

Ich blieb äußerlich gelassen. „Was ist denn passiert?“

Dimitri nickte mit dem Kopf zu dem jungen Typen, der in fast akzentfreiem Deutsch sagte: „Wir haben einen Wurm in unserem System entdeckt.“

„Ich habe schon länger den Eindruck, dass bei euch der Wurm drin ist“, erwiderte ich.

„Du das finde witzig?“, schrie Dimitri unvermittelt. „Lache wird dir vergehe, ganz bald!“

„Wir glauben, dass der Wurm hier in dieser Firma entwickelt wurde“, fuhr der IT-Spezialist ungerührt fort.

„Wie kommen Sie darauf?“

„Es gibt ein paar Merkmale in der Signatur, die denen des Wurms ähneln, mit dem Sisyphos angegriffen wurde.“

„Ein Copycat“, erwiderte ich ruhig. „Das ist doch nichts Ungewöhnliches.“

„An sich vielleicht nicht. Aber wenn dies eine Kopie ist, dann hat sie jemand gezielt gegen uns eingesetzt. Wir vermuten, dass der Wurm mit den Sisyphos-Dokumenten auf unseren Server gelangt ist. Die NSA oder der MAD hätten kaum die Zeit gehabt, den Wurm zu kopieren und uns mit unseren eigenen Waffen zu schlagen.“

„Und Sie glauben, einer meiner Leute spielt falsch?“

Dimitri beugte sich vor. Ich roch sein aufdringliches Aftershave. „Wir glaube, du bist, der spielt falsch!“, sagte er gefährlich leise.

Volker, der inzwischen dazu gekommen war, sagte: „Dimitri, beruhige dich. Ich kenne Ben schon ewig. Er würde mich niemals hintergehen!“

Dimitri beachtete ihn gar nicht. „Also, Fettsack, du kannst sage jetzt gleich, was du hast gemacht, dann ist wenig Schmerz. Oder du kommst mit uns, dann ist viel Schmerz.“

„Oder du lässt dich von deinen Gorillas in den Arsch ficken, dann ist noch



mehr Schmerz“, gab ich zurück.

Ein paar Sekunden sagte niemand etwas.

Volker war kreidebleich. „Bitte, Dimitri! Er meint es nicht so! Ben ist manchmal etwas dickköpfig, und er wird nicht gern herumkommandiert. Aber er ist sauber, glaub mir!“

„Er ist dicker Sack voll Scheiße!“, erwiderte Dimitri. „Er spielt doppeltes Spiel. Jetzt Schluss damit!“

„Aber wir brauchen ihn!“, widersprach Volker.

„Wir nicht mehr brauche ihn, nicht mehr brauche dich, nicht mehr brauche garnix. Diese Firma geschlossen, jetzt sofort!“

Volker sah ihn mit aufgerissenen Augen an. „Aber ... das kannst du nicht machen! Wir haben einen Deal!“

„Deal ist Ende.“ Er wandte sich an seine Bodyguards und zischte etwas auf Ukrainisch. Die beiden traten neben meinen Stuhl, packten jeder einen meiner Arme und hoben mich hoch wie eine Puppe.

„White hat“, sagte ich in das versteckte Mikrofon an meinem Kragen.

Drei Sekunden später flog die Tür auf. Vier schwer bewaffnete Mitglieder des Spezialeinsatzkommandos, das sich in einem benachbarten Raum auf diesen Moment vorbereitet hatte, stürmten das Büro. Weitere sicherten den Vorraum und warteten nur darauf, dass jemand das Feuer eröffnete. Doch die Ukrainer waren Profis genug, um zu wissen, wann Widerstand Sinn hatte und wann nicht. Sie ließen mich los und hoben langsam die Hände.

Dimitri nickte bloß, als habe er nichts anderes erwartet. „Du bist tot! Du bist toter Mann!“

Volker starrte mich mit blutroten Augen und offenem Mund an, als sei ich der Leibhaftige. „Du ... du Arschloch!“, schrie er, während ihn einer der Bundespolizisten darüber informierte, dass er vorläufig festgenommen sei. „Du Arschloch! DU VERFICKTES ARSCHLOCH!“ Tränen rannen über seine eingefallenen Wangen. „Du warst mein Freund!“

Ich konnte bloß nicken.



„Ich fürchte, ich kann nicht viel für Sie tun“, sagte Lisas Chef, ein ranghoher Polizeibeamter namens Lehnhoff, als ich zwei Tage später in seinem kleinen, aber mit Spreeblick ausgestatteten Büro in Treptow saß.

„Ich habe meinen Hintern für Sie riskiert, und jetzt sagen Sie mir, Sie können nichts für mich tun?“ Ich war nicht wirklich überrascht. Etwas Konkretes versprochen hatte man mir ja auch nicht.

Die Idee, die Ukrainer gezielt in die Falle zu locken, war mir gekommen, als ich merkte, dass ich kaum noch verwertbare Informationen aus meinen Hintertüren holen konnte. Mit jedem Tag war die Wahrscheinlichkeit gestiegen, dass ich dabei auffliegen würde. Das, was ich bis dahin hatte, war genug, um eine Menge Leute in der Ukraine hinter Gitter zu bringen, doch es war mir bis jetzt nicht gelungen, Dimitri direkt mit den illegalen Aktivitäten in Verbindung zu bringen. Also musste ich dafür sorgen, dass er selbst aktiv wurde. Das erreichte ich, indem ich ein paar wichtige Dokumente von den Servern seiner Organisation löschte und absichtlich Spuren hinterließ, die sie auf den Wurm aufmerksam machten.

Inzwischen hatte das BKA die Hamburger Beteiligungsfirma ins Visier genommen, die offiziell unsere Anteilseignerin war. So erfuhren sie, wann genau Dimitri wieder nach Deutschland kommen würde, und konnten rechtzeitig mit einem Sondereinsatzkommando vor Ort sein. Natürlich durfte Volker von alledem nichts mitbekommen. Ich hätte ihn gern vor dem Knast bewahrt, aber es gab für mich keine Möglichkeit, das zu tun. Wichtig war jetzt nur noch, dass der Mann hinter Gitter kam, der meinen besten Freund korrumpiert und zu einem Wrack gemacht hatte.

„Sie haben uns sehr geholfen, das stimmt“, sagte Lehnhoff. „Und ich habe nicht gesagt, dass ich *nichts* für sie tun kann. Nur ist es eben nicht besonders viel. Ein Strafverfahren gegen Sie konnte ich bis jetzt abwenden. Die geschädigte Firma Sisyphos hat darauf verzichtet, die Angelegenheit durch eine Anklage öffentlich zu machen. Die anderen Firmen wissen bis jetzt nichts von Ihren Angriffen, und von unserer Seite besteht kein Grund, sie darauf zu stoßen. Es kann natürlich sein, dass



einer der Mitarbeiter Ihrer ehemaligen Firma Sie verklagt, jetzt, wo sie alle ihre Jobs verloren haben.“

Die Havaris Software GmbH hatte am Ende doch ihrem Namen Ehre gemacht.

„Die meisten wissen so gut wie nichts“, erwiderte ich.

„Wir haben ein Zeugenschutzprogramm“, sagte Lehnhoff. „Aber leider sind die Voraussetzungen in Ihrem Fall ...“

„Das können Sie sowieso vergessen“, unterbrach ich ihn. „Dimitris Leute finden mich, egal, was Sie tun.“

„Nun, dann wäre da noch Ihr Wunsch nach einem Job. Leider haben wir hier im BKA keine adäquate Stelle frei. Aber ich habe mit dem Berliner Landeskriminalamt gesprochen. Die suchen gerade jemanden mit IT-Background und ‚außergewöhnlichen Talenten‘. Wenn Sie wollen, arrangiere ich Ihnen einen Termin mit Polizeidirektor Kayser.“

„Wofür genau brauchen die mich?“

„Sie haben gerade eine neue Einheit gegründet, eine Sonderermittlungsgruppe Online oder so ähnlich. Ich glaube, es geht um präventive Ermittlung von Straftätern im Internet. Die Einzelheiten muss Ihnen der zuständige Abteilungsleiter erklären.“

Präventive Ermittlung von Straftätern im Internet - das klang nach einer richtig bescheuerten Idee. Wie bitte sollte man Straftäter ermitteln, bevor sie welche wurden? Aber es war mir im Grunde egal, was ich dort machen sollte. Hauptsache, ich bekam den offiziellen Status als Bulle. So sprach ich kurz darauf mit Kayser, nickte zu allem, was er sagte, schüttelte zum Abschluss seine Hand und war nun ein waschechter Polizist. Ausgerechnet ich!

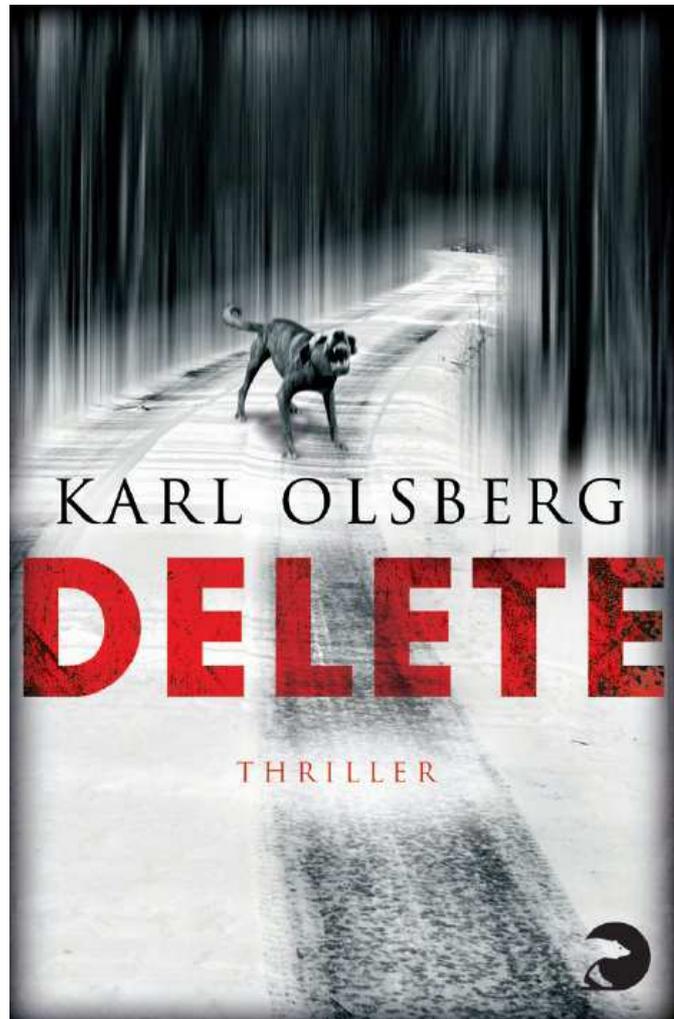
Meine Hoffnung war, dass mein neuer Job mich gegenüber Racheakten der Ukrainer wenn schon nicht immun, dann doch weniger anfällig machte. Organisierte Kriminelle legen normalerweise nur im äußersten Notfall einen Bullen um, weil sie wissen, dass sie damit intensive Ermittlungen und den vollen Einsatz des Polizeiapparats provozieren. Bis jetzt habe ich damit recht behalten. Aber es gibt



zwei Menschen, die mir mehr als den Tod an den Hals wünschen. Zwei, die vermutlich den halben Tag darüber fantasieren, wie sie mich demütigen und quälen werden, wenn sie mich jemals in die Finger kriegen. Der eine ist ein Ukrainer, der mittlerweile in seine Heimat ausgeliefert und zu zwölf Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Mit etwas Glück wird er dort von einem seiner sicher zahlreichen Feinde erwischt, bevor er mich fertigmachen kann.

Der andere ist mein einstmals bester Freund.

**Ben Varnholts Geschichte geht weiter:**



Erschienen 2013 im Berlin Verlag. Erhältlich als Taschenbuch und E-Book in allen Online- und Offline-Buchhandlungen.